doch die gleichen Worte in einer ganz anderen Landschaft gesagt? ... Es war an der Tür zu einem Haus in der Normandie; ein Bergtal, von einem Hügel abgeschlossen, im übergoldeten Zauber des Abends. Pferde galoppierten unter den Apfelbäumen. Eine dünne Rauchsäule entstieg den Kaminen des Hauses, die erst bläulich in der Dämmerung, gelblich-blond mit dem Gold des Himmels verschmolz. Einzig das ferne Rattern eines Motors zerhackte die Stille. „Man darf nichts tun", hatte mir damals der Finanzmann gesagt, „man muß die Verblendeten zugrundegehen lassen. Alles, was man versucht, verlängert nur die Krise, indem es die Auswirkung der wirtschaftlichen Gesetze verzögert." Und er hatte sich gebückt, um eine Blume zu pflücken.

„Man muß die Natur sich auswirken lassen", sagte der Finanzmann. — „Der Mensch ändert nicht, was geschrieben steht", sagte Cherkauen. Ein fiebendes Tambourin peitschte die Tänzer auf. Dort trotteten Kühe träge zwischen weißen Umzäunungen. Im Unglück waren sich Weisheit des Seßhaften und Weisheit des Nomaden begegnet. Der westliche Mensch, Vergewaltiger aller Kräfte, beugte sich für eine Weise Gottes Weltordnung. Auf dem staubigen Platz erwartete ein Volk, ohne sich zu rühren, sein Schicksal.

(Uebertragen von H. B. Waagenfeil.)

Fuchsjagd in Schottland

Skizze von Fritz Knöller

Der Nachtwind blies über die schottische Heide, und der Regen rauschte unermüdlich. Auf der Heide ging ein Mensch, blieb stehen, ging weiter. Neben ihm lief ein Dackel. Er spürte Löcher in der Heide auf, und der Mann verstopfte sie wieder. Und alles dies geschah dem Fuchs zuleid, damit er, sobald die Nacht vorüber, kein Loch in der Heide fände, in das er sich verklüften könnte, wenn die Jagd der 60 Hunde und der 20 Jäger begann, die große Jagd der Parforce-Gesellschaft, eigens dazu da, ihn, den kleinen Fuchs, zu erlegen.

Gegen Morgen, weit früher als sonst, wurde der „Kennel" der 60 Hunde lebendig, für den ein Lord N. 4000 Pfund jährlich verausgabt hatte, 4000 Pfund, woran er zugrunde ging.

Die Stallknechte rissen die Türen zu dem großen fliesenbelegten Schlafraum auf, die Hunde krochen aus ihren Verschlägen und liefen nach dem Fütterungssaal, einer offenen regengeschützten Veranda. Nein, das Frühstück war noch nicht da, aber dort draußen glänzte der Himmel, windlos, unverrückt blau, und die Nacht war vorüber, war ausgelöscht, die abscheuliche Nacht, und der schwarze heulende Wind, der einen unversehens faulen ließ, und die Jagd stand bevor, die herrliche Jagd, von der man schon als Welpe träumte, wenn das jahrhundertalte Blut in den Behängen quoll.

Und als die Knechte im steinernen Hof die Felle strählten, war man nicht ungehalten, nur ausgelassen war man, schrecklich ausgelassen. Man sprang und blaffte, knurrte und biß sich, zum Zeitvertreib nur, und Spear, der Führerhund, tat besonders wichtig, indem er darauf sah, daß die anderen ihre Ruten zwischen die Hinterbeine klemmten, wenn er in ihre Nähe kam, und daß sie ihn vorließen, als es zum Fressen auf die Veranda ging, wo Pferdefleisch und Grütze in riesigen Näpfen dampften, und manchmal schien es ihm ratsam, kräftig zu beißen, worauf der Bestrafte das Fleisch aus dem Maule fallen ließ und jämmerlich schrie oder dem Führer an den Kragen fuhr, bis er merkte, daß der eben doch der Stärkere war.

Inzwischen war auch der Wärter des Kennels, der „Huntsman", aufgestanden, der die Geschichte der Hunde kannte, ihre Zeichnung und ihren Charakter, vor allem aber ihre Eignung zur Jagd. Mit klirrenden Sporen ging er einher und befahl den Knechten dies und jenes, und seltsam, in seiner Gegenwart waren die Hunde weit fügsamer; selbst Spear beließ es bei wilden Blicken und heimlichem Knurren.

Draußen saßen die Herren und Damen in roten Röcken und weißen Hosen im Sattel, die Pferde scharrten mit blanken Hufen die Erde, stiegen hoch und wieherten dem Morgen entgegen, und hätten die Herren nicht geschwatzt und die Damen nicht gelacht, daß man ihre weißen Zähne sah, so hätte man bemerkt, wie der Regen von den Gräsern tropfte und die Heide zu schimmern begann; denn die Sonne war nahe daran, den kühlen Leib der Heide zu wärmen.

Die Gesellschaft setzte sich in Bewegung, voraus die Meute, weißbepelzt mit gelben, schwarzen und braunen Flecken, die Beine pfeilgrad, die Rute hochgesteckt, die Nase in der Luft, zwischen und hinter sich die „Einpeitscher", sodann der Huntsman mit dem Master der Parforce-Gesellschaft, dahinter das „rote Feld", breit aufgelockert, mit offenen Mündern und schnaufenden Pferden. Und plötzlich verschwanden die Hunde, die Heide hatte sie scheinbar verschluckt. Dann aber sah man die Gräser und Sträucher zittern, sah man die Heide in Bewegung geraten, sah man sie fliehen, als ob ihr bange wäre vor den dumpf aufschlagenden Hufen.

Der Hund Yes blaffte, kurz, bestimmt. „Gefunden!" hieß das. Die Meute antwortete, kurz, bündig. „Drauf los!" hieß das. Der Huntsman blies ins Horn. „Sammeln!" hieß das. Die Meute fuhr am Pferd des Huntsmans empor, wild kochend, Blut in den Lichtern, bis der die Richtung wies, wo Yes angeschlagen hatte. Die Hunde prellten nach vorne in einem gestreckten Galopp, die Pferde hinterher, weit ausgreifend. Bald aber mäßigte sich die Fahrt, gerade die besten der Hunde gerieten nach hinten.

„Sehen Sie, Master", rief der Huntsman, „Yes, Spear, Lady, Byron, Rash, Kit, Let und Quick zeigen keine Lust mehr!"

Der Master zuckte die Achsel.

„Das macht", rief der Huntsman, „daß sie einen Anfänger von Fuchs vor sich haben!"

Im selben Moment geriet der linke Flügel in Hitze. Er hatte den Fuchs gekappt. Die Pfeife zwischen den Zähnen, sauste der Huntsman in den Knäuel hinein, hob den totgebissenen Fuchs in die Höhe und hielt die Beute den Jägern entgegen.

Die Sonne stieg über die Heide empor, Büsche und Kräuter tranken ihren Glanz und ihre Wärme. Die Jagd zog weiter in die Heide hinein, stumm schnaufend, den Dampf der Rosse über die Sträucher blasend.

Lange war man geritten, als Dicky kurz Laut gab. Der Fuchs lief gegen die Sonne. Von deren wachsendem Feuer geblendet, konnten die Reiter kaum sehen. Bäumend fegten die Pferde über Hecken, Gräben und Felsen hinweg, hier hob es eine Dame vom Sattel, dort strauchelte ein Pferd an einer Latschenföhre, und der Reiter fiel ins Heidekraut und rieb sich die Knie, daneben richtete sich ein anderer auf und kroch auf allen vieren, und dort an einem Wacholderstrauch hing lachend eine junge Blondine.

Die Hunde waren sehr bei der Sache und ließen die Pferde mehr und mehr hinter sich. Plötzlich stoppten sie, rannten hierhin und dorthin, ratlos stöbernd und scheltend. Allem Anschein nach war der Fuchs auf seiner Spur zurückgelaufen und dann über einen Graben oder Geröll gesetzt. Doch im selben Augenblick, da eins der Pferde, die Erde hart stampfend, zur Meute gelangte, bestätigte der Hund Lady die Fährte und prellte nach Süden.

Wahrhaftig, das war ein anderer Fuchs, ein alter britischer Fuchs, der von Sonnenaufgang bis -untergang lief, ein hagerer feldgerechter Geselle, der seine Flanken im Schlehdorn kämmte, die Gegner sonnwärts blendete und die Spur im Felsgeröll tilgte! Vier Stunden hatte die Jagd schon gedauert, noch immer führte der Rote. Die Pferde erschlafften, etliche Hunde wurden verdrossen und führungslos, die besten aber zeigten erst jetzt, was sie vermochten. Wie Stangen, mit denen sich ein Skifahrer von der Schanze in die Tiefe schwingt, griffen die Beine aus, flatternd hingen die Zungen hervor, dunkel und hell läuteten die Stimmen zusammen, richtunggebend, zum Härtesten entschlossen, metallisch rauh, in sich die Kraft jahrhundertstarker jagdgewohnter Ahnen.

War das eine Jagd! Wieder hatte die Meute die Spur verloren, reiferte schimpfend im Gestrüpp umher, und nur noch ein paar von den Reitern, eine Handvoll bloß, kam auf und rief den Hunden Besinnung zu. Vergebens. Die Spur war ausgelöscht und weggeblasen.

Plötzlich brach das Gebüsch. Etwas Nasses sackte ins Heidekraut. Der Fuchs war's, der den Moorbach durchrudert und die Witterung abgeschwemmt hatte, jenen infamen Geruch aus Wut, Angst und Verzweiflung! Ganz matt war der Fuchs, seine Lichter glanz- und hilflos. Er sah sich vorsichtig um, dann legte er sich nieder und rollte sich zusammen. Sogleich fielen ihm die Lichter zu, und wie er nun schlief, ruhig und fest, hörte man fern über dem Bach die Hörner blasen.

Die Jagd war zu Ende.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 86 | 5. November 1938 | 12. Jahrgang

„Hotel zu den Domspatzen"

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1 38)

Roman von Wolfgang Marken

Leidenschaftlich entgegnete der Domkantor: „Anna, du kannst in mein Herz sehen, du weißt, daß es nur für dich schlägt. Und wenn uns das Schicksal doch nicht zusammenführt, dann wird es dunkel um mich, dann weiß ich nicht, ob ich der Domkantor bleiben kann, denn alle Fröhlichkeit würde aus mir gehen, und ich würde arm werden."

„Warum fragst du nach den anderen? Du liebst mich und ich liebe dich. Ist das nicht genug, ist das nicht alles? Brechen wir nicht alle Brücken ab, die um uns sind und schlagen die eine große Brücke, die stark genug ist, um unsere Liebe zu tragen. Stephan, nur unser Herz, nur unser Gewissen darf Richter über uns sein."

„Mich hat die Qual des alten Mannes so erschüttert", sprach Stephan wieder, „verzeihe mir, Anna, daß ich einen Augenblick schwankend wurde, und habe Geduld mit mir. Wenige Tage nur, bis ich mich wieder zurechtgefunden habe, bis ich wieder stark geworden bin, daß ich die letzte, klärende Aussprache wagen kann. Habe Geduld, Anna!"

Da küßte sie ihn in ihrer leidenschaftlichen Liebe. Er fühlte ihr ganzes Herz in dem Kuß. Und mit leuchtenden Augen sprach sie zu ihm: „Ja, Stephan, ich will Geduld haben, ich will warten."

Sie ahnte nicht, als sie von ihm ging, wie unsagbar schwer der Kampf war, den der Domkantor noch mit seinem Herzen zu führen hatte, ahnte nichts von dem bitteren Leid, das auf sie wartete.

* * *

Frau Rogaller kommt von Richard.

Er hat sie nicht erkannt, er hat sie nur angestarrt. Sein Gesicht war starr, und die Augen blickten wie erloschen. Frau Rogaller war kaum einige Minuten da, als ihn wieder die Schwäche packte und er einschlief.

Da geht sie und weiß, daß alles Hoffen vergebens war.

Sie spricht drüben im Domspatzenhotel mit dem alten Hilligon, dem Freund des Hauses, und der alte Herr sieht sie bekümmert und hilflos an, da er ihr nicht helfen kann.

Direktor Severin aber, der alles gehört hat, begibt sich rasch zu Alf Rogaller, der immer noch das Krankenbett hüten muß, um ihm die große Neuigkeit mitzuteilen. Aber seltsamerweise scheint Alf für diese Nachricht nicht mehr das richtige Interesse zu haben.

Direktor Severin ahnt nicht, daß seit jenem entsetzlichen Erlebnis, da Alf Rogaller an der Schwelle des Todes stand, eine seelische Wandlung in ihm vor sich gegangen ist, daß eine unerklärliche Angst in ihm lebt.

12.

Am nächsten Morgen erstattet Dr. Eck dem Geheimrat Bericht über das Befinden des Kranken.

„Es tut mir bitter weh, Herr Geheimrat, aber es ist so gekommen, wie ich befürchten mußte. Richard Rogaller ist geistig tot, sein Geist ist am Erlöschen. Er reagiert nur noch instinktgemäß, aber sonst hat er keinerlei Interesse mehr an den Dingen. Jedes Erinnerungsvermögen scheint ausgelöscht, und es ist wohl kaum Hoffnung vorhanden, daß es anders wird."

Der Geheimrat nickt mit steinernem Gesicht.

„Es war zu befürchten!" stößt er hervor.

„Es ist möglich, daß sich hin und wieder einmal lichte Momente einstellen, aber mit Sicherheit ist es nicht zu sagen. Was gedenken Sie zu tun, Herr Geheimrat?"

„Ich weiß es nicht", entgegnet Kahr gequält. „Was soll ich denn tun? Soll ich Frau Rogaller sagen, er ... ist nicht Ihr Sohn, er ist Richard von Kahr? Wird sie es mir denn glauben? Und wenn sie es glaubt, muß sie dann nicht an dieser entsetzlichen Erkenntnis zerbrechen? Und was erreiche ich damit? Glauben Sie nicht, daß es hier Sünde ist, die ... Wahrheit zu bekennen?"

„Ja, es kann Sünde sein, Herr Geheimrat. Aber was soll mit ... Richard geschehen?"

„Frau Rogaller muß bestimmen!"

„Der Kranke wird einer Anstalt übergeben werden müssen, Herr Geheimrat!"

Alles Gefühl in dem alten Manne wehrt sich dagegen. Es

ihr sein Sohn, und er spürt in dem Augenblick so richtig, wie sehr verbunden er mit ihm ist, in seinem Unglück stärker denn je.

„In eine Anstalt? Nein, nein, Doktor Eck! Das könnte ich nicht ertragen, zu wissen, daß mein jüngster Sohn in einer Anstalt dahinsiecht. Dann will ich ihn lieber bei mir behalten und über ihn wachen."

„Und niemals mehr eine frohe Stunde haben!"

„Die sind mir sowieso genommen, nach diesem bittersten Erlebnis meines Alters", entgegnet Kahr mit zerbrochener Stimme.

„Aber Sie müssen an Frau Rogaller denken, sie wird vielleicht nicht damit einverstanden sein. Sie hat das erste Wort zu sprechen!"

„Ich werde mit ihr reden", weicht der Geheimrat aus.

* * *

Gegen elf Uhr klingelt das Telefon im Domspatzenhotel, und als sich der Domkantor einschaltet, da meldet sich Dr. Eck.

„Herr Geheimrat läßt Frau Anna mit dem Bertl bitten, doch einmal herüberzukommen. Richard Rogaller hat einen lichten Moment, und er hat den Wunsch ausgesprochen, Frau Anna und ihren Sohn einmal zu sehen."

Stephan faßt sich unwillkürlich ans Herz, er hat das Gefühl, als müsse es stillestehen, er ahnt, daß jetzt die große Entscheidung herannaht.

„Ich will es ... Frau Anna sagen", spricht er gepreßt.

Er hängt den Hörer ein, und dann geht er wie ein Traumwandelnder, keines Gedankens fähig, zu Frau Anna.

„Doktor Eck hat angerufen", sagt er erregt, „du sollst mit dem Bertl einmal nach drüben kommen. Richard ... Rogaller hat einen lichten Moment, und er möchte dich einmal sehen, und deinen Buben auch."

„Mich und den Buben?" stößt Frau Anna erstaunt hervor. „Was ... was soll ich bei ihm? Er ist mir ein Fremder!"

Alles an ihr ist Ablehnung.

„Sei barmherzig, Anna. Du hast mir von der unglückseligen Leidenschaft Richard ... Rogallers erzählt. Vielleicht ist es sein letzter Wunsch. Du mußt ihn erfüllen!"

Da nickt Frau Anna nur, und wenige Augenblicke später verläßt sie mit Bertl das Domspatzenhotel.

Zenzi hat sie gehen sehen, und sie sieht auch, wie ihr der Bruder mit verzerrtem Gesicht nachschaut.

Sie kommt zu ihm auf die kleine Terrasse. „Stephan, was ist? Sprich dich doch aus!"

„Sie ist hinüber zu dem Kranken, zu Richard ... Rogaller!"

„Der nicht ... Richard Rogaller ist", sagt Zenzi totenblaß. „Sag mir die Wahrheit, Stephan! Wenn ich auch nicht alles verstehe, aber ich fühle, daß es so ist, daß der Tod ein Leben zurückgegeben hat, daß ... jener Mann, der drüben hinsiecht ... Richard, Annas Gatte, ist."

„Ja", gestand der Domkantor, „so ist es, Zenzi. Es ist Richard, es ist Annas Gatte. Ein Grab hat sich geöffnet, um ein Leben wiederzugeben, und alles Hoffen für mich ist jetzt zu Ende. Er hat einen lichten Moment! Jetzt ruft er sie und den Buben, und jetzt wird Anna ... alles erfahren. Und selbst wenn Richard von Kahr niemals mehr ein gesunder Mann sein wird, wenn er niemals mehr klaren Geistes ist und im Dunkel dahinleben muß, zu Anna führt für mich doch kein Weg mehr."

Still stehen die Geschwister einander gegenüber, bis auf einmal ein gläubiger Zug über Zenzis Gesicht geht. „Stephan, verlier nicht den Mut! Seltsam sind des Schicksals Wege. Ich will glauben, daß du ein Liebling des Schicksals bist und daß es dir hilft in dieser schweren Lage. Ja, Bruder, das will ich hoffen!"

„Hoffst du, daß er stirbt, kannst du das hoffen?" fragt der Domkantor entsetzt.

„Gott wird tun, was richtig ist", entgegnet Zenzi gläubig.

* * *

Frau Anna steht mit dem Bertl vor dem Bett des Kranken, und das Herz schlägt ihr wie wahnsinnig. Angst, Bangen, Grauen, gesteigert bis zum Abscheu, kämpfen mit dem Mitleid und der Barmherzigkeit ihrer Frauenseele.

Richard Rogaller schläft. Sie wartet, daß er die Augen aufschlägt, aber es vergehen abermals Minuten, und immer noch liegt er starr mit geschlossenen Augen.

Bis mit einem Male jäh Leben in den Regungslosen kommt, so plötzlich, daß Frau Anna zusammenzuckt.

Sie sieht, wie er die Augen öffnet und wie er sich langsam aufrichtet.

Dann starrt er sie an.

Aber er spricht kein Wort.

Annas Kehle ist trocken, sie hat Mühe, ein Wort hervorzuwürgen.

„Herr Rogaller", sagt sie mit bebender Stimme. „Erkennen Sie mich, Herr Rogaller? Sie haben mich gerufen, Herr Rogaller!"

Aber der Kranke antwortet nicht, er starrt sie nur an.

Wieder spricht Anna auf ihn ein, aber genau so erfolglos.

Dr. Eck steht ein paar Schritte von ihr entfernt. Sein Gesicht ist unbeweglich, und Anna ahnt nicht, wie tief ihn diese Augenblicke ergreifen, denn er weiß ja, daß sich Mann und Frau gegenübersitzen. Aber Richard erkennt sie nicht. So schnell wie der lichte Moment kam, so schnell ist er wieder verflogen, und Dunkel liegt über dem Geiste des Kranken.

„Kommen Sie, Frau Anna. Es hat keinen Zweck, er erkennt Sie nicht mehr!" Dr. Eck spricht es resigniert aus.

Frau Anna nimmt den Bertl, der mit feierlichem Gesicht dasteht, bei der Hand, und sie schicken sich an, aus dem Zimmer zu gehen.

Als sie an der Tür stehen und in den Flur treten wollen, da zucken sie zusammen, denn ein grelles, hohnvolles Lachen tönt mit einem Male von den Lippen des Kranken.

Frau Anna stößt einen qualvollen Schrei aus, das grauenhafte Lachen zerrt an ihren Nerven, eine entsetzliche Furcht packt sie, es treibt sie nur so, das Zimmer zu verlassen.

Als sie draußen steht, ist sie fertig mit ihren Kräften und bricht in ein heftiges Schluchzen aus, daß Frau Felicitas und Frau Antonie herbeistürzen und sie mütterlich trösten.

* * *

Mit klopfendem Herzen wartet der Domkantor, daß Anna wiederkommt, und als sie endlich müde den Weg mit dem Bertl einhergeschritten kommt, da geht er ihr entgegen.

Als sie einander gegenüberstehen, da wartet der Domkantor zitternd auf das entscheidende Wort, das alles Glück zerbricht.

Aber es kommt nicht.

Anna entgegnet nur müde: „Er hat mich nicht erkannt. Es war furchtbar, Stephan, das grauenvolle Lachen werde ich nicht so bald vergessen. Du mußt mich sehr liebhaben, Stephan, daß ich es vergessen kann."

Stumm nickt der Domkantor.

* * *

Die Tragödie spielt drüben im Doktorhaus, aber es ist, als wenn sie die Domspatzen spüren und innerlich mit dem Geschehen verbunden sind.

Die alte Fröhlichkeit will nicht wieder aufkommen. Das spürt auch Herr von Autenaar bedauernd. Er ist wirklich in den Wochen ein Freund der Domspatzen geworden, und an die achtundzwanzigtausend Mark — das sei zu seinem Lob gesagt — hat er in der ganzen Zeit eigentlich nicht gedacht. Ja, er hat sich sogar zu einem heroischen Entschluß durchgerungen.

Wenn ihm das Geld zugesprochen werden sollte, dann wollte er es nicht nehmen, sondern es den Domspatzen geben. Es sollte der Grundstock für ein Stipendium für arme, begabte Schüler werden. Frau Broni freut sich über ihren Gatten, ist sofort damit einverstanden.

Der Toni Eipacher hat sich in den Tagen öfters sehen lassen, und die Domspatzen sind ihm dankbar, denn der muntere fröhliche Toni bringt immer etwas Lachen und Leben mit.

Daß er es mit der Therese ernst meint, das sehen sie alle Tage, denn jedesmal, wenn er kommt, bringt er ihr irgend etwas mit, eine Kleinigkeit, die sie erfreut.

Der grauenhafte Tod des Luigi Habbel hatte die Therese schwer getroffen. Sie war über dieses Ende entsetzt und litt ein paar Tage darunter, bis sie sich mit aller Kraft ihres Herzens freimachte, denn sie dachte an das Kind, das sie unter dem Herzen trug.

Mit besorgten Augen betrachten alle den Domkantor, der so seltsam verändert ist, der kaum noch lächelt. Sie möchten ihm so gern helfen, aber keiner weiß einen Weg. Sie spüren alle die Fittiche des Schicksals, und dagegen können sie mit ihren Kräften nicht an.

* * *

Am gl...en Tage kommt es noch einmal zwischen dem Geheimrat und dem Kranken zu einer erregten Aussprache.

Wieder ist ein lichter Moment eingetreten und hat den Geist des Kranken erhellt. Ja, der Geheimrat ist in diesem Augenblick irre an dem Kranken geworden.

Fast schien es ihm, als täusche er ihn, als simuliere er.

Alle ärztliche Kunst versagt, das ist einwandfrei festzustellen. Daß der Geist des Sohnes gestört war, das stand fest, aber wieweit er noch arbeitete und des normalen Denkens fähig war, das ließ sich nicht feststellen.

(Fortsetzung folgt)

Gespräch in Marakesch

Von Prinzessin Bibesco

„Wieviel soll ich dafür bezahlen?" sagte ich und zeigte meinem Begleiter einen gebogenen Dolch mit glatter Scheide.

Cherkauen blieb stehen und murmelte ein paar Worte auf arabisch. Der Händler verneigte sich und küßte die fette Hand, die aus dem weiten weißen Ärmel des Burnus hing. Dann nannte er seinen Preis. Cherkauen lächelte in seinen schwarzen Umhängebart: „Er verlangt fünfhundert Franken. Bieten Sie ihm dreihundert! Das ist üblich."

Wir waren auf dem Markt von Marakesch. Große Neger, die auf winzigen Eselchen ritten, schrien: „Balek!" und zerteilten die Menge. Zwischen zwei Flächen weißen Schleiers ließ ein breiter waagerechter Schlitz die Augen der Frauen sehen, die schön zu sein schienen. Wenn Cherkauen vorüberkam, grüßten die hinter dem Ladentisch sitzenden Greise, indem sie die Hand auf Stirn oder Brust legten. „Diese Kaufleute", sagte er, führen nicht wie die Ihrigen Buch, machen keine Inventur und Abrechnungen. Nein. Sie kaufen, verkaufen und leben davon. Bleibt ihnen dann am Jahresende Geld, so legen es die einen in Waren an, die anderen in Grundstücken, in Häusern. Die Klügsten kaufen Frauen, Teppiche ..."

„Ein Muselman", erklärte Cherkauen mit Bestimmtheit, „kann keine Guthaben auf der Bank unterhalten. Unsere Religion untersagt ihm, auf Zinsen auszuleihen, Geld gewinnbringend in Waren umzusetzen, ist erlaubt. Geld aus Geld — das will Gott nicht."

„Aber Sie, Herr Cherkauen, ein gutbesoldeter Beamter, legen Sie Ihr Geld nicht auf der Bank an und kaufen Sie keine Papiere?"

„Ich?" fragte er. (Wir kamen durch das Viertel der Schmiede. Die Hämmer sangen: zwei kristallklare Noten, die eine hoch, die andere tief, skandierten unsere Schritte!) „Ich?" fragte er nochmals. „Wie sollte ich Wertpapiere besitzen, ohne aufzuhören, ein guter Muselman zu sein? Jawohl, es ist manchmal vorgekommen, daß ich mich gezwungen sah, Summen Geldes auf einer Bank zu deponieren; aber ich habe in solchen Fällen den Bankier immer darauf aufmerksam gemacht, daß ich keine Verzinsung annehmen könne."

„Trotzdem läßt es sich nicht umgehen, daß ein Muselman, genau wie ein Christ, an seine Kinder und die Zukunft denkt. Wenn Sie einmal alt sind, wenn alle diese Kaufleute hier nicht mehr arbeiten können ..."

„Im Alter", erwiderte er, „hat der Mensch wenig Bedürfnisse, und er kann, um sie zu befriedigen, leicht einen Teil der Güter verkaufen, die er sich im Sommer seines Lebens erworben hat. Ein Greis braucht wenig Frauen, wenig Nahrung und einen kleineren Garten für kürzere Spaziergänge."

„Aber ein weiser Mann soll allem vorbeugen. Wenn der Greis länger lebt, als er berechnet hat, wenn er schon all das Seine verkauft hat, wäre es dann nicht wünschenswert, daß er eine kleine Leibrente besäße, ein paar Sparpfennige, und damit die Gewißheit, nicht Hungers zu sterben?"

„Seine Kinder müssen dafür sorgen!"

„Und wenn er keine Kinder hat oder wenn sie gestorben sind?"

„Dann", sagte er, „wird Gott dafür sorgen." Wir mußten uns gegen die Wand drücken, um eine Reihe von Kamelen vorbeizulassen. Das Lärmen und Rufen des Bazars umwogte uns. Aus strohgeflochtenen Körben quollen Rosenknospen und Orangenblüten. Die Eseltreiber schrien: „Balek!" Die Frauen kauften Blumen, die alten Männer, die Hand aufs Herz, an die Stirn gelegt, sagten „Salaam!" zu Cherkauen.

„Glauben Sie wirklich, Herr Cherkauen", sagte ich, „daß Gott, allzeit über dieses Erdenklumpchen gebeugt, das Schicksal jedes einzelnen von uns überwacht, bereit, einzugreifen, wenn der Greis Hungers stirbt oder wenn der Unschuldige um seinen Besitz gebracht wird?"

„Glauben Sie es denn nicht?" fragte er und schaute mich erstaunt an.

„Ich möchte es gerne glauben", sagte ich, „aber ich gestehe, daß ich die Wirkungen dieser wohlweisen Fürsorge nicht erkennen kann. Ich sehe die Bösen triumphieren, die Ehrgeizigen in den Vordergrund gerückt, die Gerechten von schrecklichen Krankheiten heimgesucht. Ich sehe die gefallsüchtigen Frauen von Männern umschwärmt, die ehrbaren verlassen."

„Sie glauben derlei zu sehen, weil Sie dem Augenblick zuviel Bedeutung beimessen. Auch ich empörte mich, als ich jünger war, wenn mein Feind durch Ränke über mich siegte. Zu jener Zeit wollte ich mich verteidigen, die Lüge entlarven, kämpfen. Inzwischen habe ich das Schauspiel besser begriffen. Ich habe gesehen, daß sich das Rad dreht, daß bei hinreichend langem Warten und ohne daß ich auch nur einen Finger rühre, mein Feind sich in Lügen verstrickt, wankt und stürzt."

„Wollen Sie behaupten, Sie hätten nie die Schuldigen in Straflosigkeit sterben sehen?"

„Erlauben Sie!" meinte Cherkauen (ein alter Händler hielt ihn fest, um ihm aus einem Fläschchen duftende Essenz auf den Kleidersaum zu spritzen). „Gewiß habe auch ich Böse vor ihrer Züchtigung sterben sehen. Aber ich weiß, daß Gott ihre Kinder heimsuchen wird oder die Kinder ihrer Kinder oder die zehnte Generation. Und vor allem weiß ich, daß es zwecklos ist, wenn ich dagegen angehe, denn der Mensch ändert nicht, was geschrieben steht."

„Balek!" schrien die Eseltreiber. Am Eingang zum Markt, auf dem Platz Djel em Fna, hockten fünf blinde Neger und baten um Almosen. Einer von ihnen, allein vor der Gruppe stehend, sang einige Klageworte, immer die gleichen. „Amen!" fielen die vier anderen ein, und der Wechselgesang hub von neuem an. Kleine Berberfrauen in formlosen Lumpen, jede mit einem in einen Schal eingehüllten Kind auf dem Rücken, streckten ihre knochigen Hände aus und schilderten wimmernd ihr schreckliches Unglück. Die Krüppel, die Lahmen, die von Seuchen Entstellten zeigten ihre Geschwüre und Mißgestaltungen, mit denen die Natur oder ein Unfall sie behaftet hatte. Und halbnackte, unterernährte Kinder weinten und bettelten endlos um ein paar Kupfermünzen.

Cherkauen sagte uns Lebewohl. An den Mauern entlang, zusammengekauert, regungslos, verdämmerten Männer mit offenen Augen ihr Leben. Gott wird dafür sorgen, dachte ich. Die Menschen stoßen nicht um, was geschrieben steht! Ach, wie sicher er seines Bekenntnisses scheint, dachte ich weiter. Welche ruhige Gelassenheit sie in sein Leben bringt! Aber wir bekennen uns nicht zu dieser Passivität, wir, die Menschen des Abendlandes; sondern wir rütteln an dem, was geschrieben steht. Wir lassen Gottes Welt und Gottes Gerechtigkeit nicht gelten. Wir bauen vor, wir berechnen, wir klügeln, wir prophezeien und täuschen uns und handeln, handeln unseren eigenen Handlungen zum Schaden, und wir erzeugen, und unsere eigenen Erzeugnisse stürzen uns in Armut. Sind wir klüger als diese überaus geschäftigen Kaufleute, die heute Frauen kaufen, morgen vielleicht Teppiche, und sich der Kraft ihrer Leiber erfreuen, solange sie noch jung sind?

Chleu-Tänzer mit bronzenen, verzückten Gesichtern, die großen Augen aufgerissen, wanden sich wie im Krampf. Der Mensch wandelt nicht, was geschrieben steht! Wer hatte mir